

Beiträge der neueren Linguistik zur Sprachgeschichtsschreibung

Ich habe das Thema dieses Vortragsmanuskripts nicht selbst formuliert, und ich äußere mich zu diesem Thema als Linguist, jedenfalls ohne erwähnenswerte Erfahrung auf dem Gebiet der Sprachgeschichtsschreibung. Beides bitte ich den Leser zu berücksichtigen, wenn, wie zu erwarten, seine durch das Thema geweckten Erwartungen hier nicht erfüllt werden.*

I

Ich beginne mit einer Analyse des gestellten Themas. Mehrere Fragen drängen sich auf. Steht hier "Linguistik" als euphonisch motivierte Variante von "Sprachwissenschaft", oder ist auf einen engeren Begriff abgezielt, z.B. im Sinne der Einleitung der Aufsatzsammlung "Linguistik und Nachbarwissenschaften"?¹ Wie ist das Adjektiv in "neuere Linguistik" zu verstehen? Gehören die tiefen und für alle nachfolgende Sprachgeschichtsschreibung höchst bedeutenden Einsichten in die Regelhaftigkeit der lautlichen und konzeptuellen Sprachveränderung, die im 19. Jahrhundert gewonnen wurden, zur "neueren Linguistik"? Die Antwort kann sicher nicht ein klares Nein sein; denn was sind schon hundert Jahre in der dreitausendjährigen Geschichte unserer ehrwürdig alten Wissenschaft. Gehören Schuchardts Einsichten in den Prozeß des Sprachwandels durch Regelverallgemeinerung, in den Zusammenhang von Dialektologie und Sprachgeschichtsschreibung – "die räumliche Projection zeitlicher Unterschiede" – und in die soziale Bedingtheit des Sprachwandels zur "neueren Linguistik"?² Was damals konzipiert wurde, steht – genau so wie das Bemühen um ein tieferes Verständnis lautgesetzlicher und analogischer Prozesse³ – immer noch im Mittelpunkt linguistischer Forschung; ich erinnere nur an die seit Jahren anhaltende Diskussion um die adäquate Darstellung analogischer Veränderung von Regelsystemen in der generativen Grammatik, an die immer wachsende Bedeutung der Dialektgeographie für die sprachgeschichtliche Rekonstruktion und an die gewaltige Entwicklung der Soziolinguistik von Gauchat bis Labov. Gehören die grundlegenden Einsichten des Strukturalismus zur "neueren Linguistik", daß nämlich ein funktionaler Zusammenhang zwischen den Veränderungen einer Sprache besteht? Ich erinnere an Martinets "Schiebeketten"⁴ – ein Veränderungsmodell für Lautsysteme, dessen erklärende Kraft im Bereich der serienmäßigen Vokal- und Konsonantenverschiebungen⁵ (die auch durch Kings rein formalistisch begründete Infragestellung⁶ um nichts

gemindert ist) noch gar nicht recht ausgeschöpft ist. Gehört zur "neueren Linguistik" die Transformationsgrammatik? Sie hat sich in einer Reihe einflußreicher Arbeiten mit Problemen der Diachronie befaßt⁷ und wirkt auch heute noch stark, vor allem dadurch, daß ihrem formalistisch-deskriptiven Ansatz widersprochen wird, der alles – gewöhnlich auf mehrere Weisen – zu beschreiben gestattet, aber keine Fragen beantwortet, ausgenommen allenfalls solche, die ihren eigenen formalen Apparat betreffen.

Ein Fragezeichen verdient schließlich die Präsupposition des Themas, daß die Linguistik Beiträge zur Sprachgeschichtsschreibung liefere. Das tut sie nicht, und das kann und will sie nicht. Eine entsprechend falsche und abzulehnende Präsupposition liegt der Alternativformulierung des Themas zugrunde: "Eignung von Methoden der neueren Linguistik für Sprachgeschichtsschreibung." Die Linguistik ist eine theoretische Disziplin; ihre Aufgabe ist – jedenfalls sehe ich sie so⁸ – die Erstellung einer allgemeinen Grammatiktheorie und einer allgemeinen Grammatikveränderungstheorie. Die Sprachgeschichtsschreibung ist eine praktische Tätigkeit; ihre Aufgabe ist – wenn ich sie recht verstehe – die Erstellung von Hypothesen über Ereignisse und ihre Chronologie, die zusammen eine Theorie über die "innere" und "äußere" Geschichte einer bestimmten Sprache konstituieren. Es ist also von vornherein klar, daß die Methoden der einen Disziplin sich nicht für die andere Disziplin eignen; sie haben überhaupt nichts gemein. Relevant für die Sprachgeschichtsschreibung, nämlich für die Beschreibung der "inneren" Geschichte einer Sprache, d.h. der Entwicklung ihrer Grammatik, sind nicht die **M e t h o d e n** der Linguistik, sondern ihre **H y p o t h e s e n** (oder, wenn man dies vorzieht, ihre "Ergebnisse"): So wie jeder Historiker frühere Weltzustände und Übergänge zwischen Weltzuständen so rekonstruieren muß, daß sie sich im Einklang mit den Hypothesen der Naturwissenschaften, der Anthropologie, Psychologie, Ökonomie usw. befinden (es sei denn, er stellt diese Hypothesen ausdrücklich in Frage), so rekonstruiert der Sprachgeschichtsschreiber frühere Sprachzustände und Übergänge zwischen Sprachzuständen aufgrund seiner Daten in solcher Weise, daß sich alle Zustände und Übergänge im Einklang mit den Hypothesen der allgemeinen Grammatiktheorie bzw. der allgemeinen Grammatikveränderungstheorie befinden (es sei denn, er stellt diese Hypothesen ausdrücklich in Frage). – Mit dieser Bemerkung will ich keinerlei Anspruch auf eine originelle Formulierung verbinden; sie soll lediglich das Verhältnis von Linguistik und Sprachgeschichtsschreibung im Hinblick auf das Verhältnis ihrer Methoden charakterisieren. Die Kontrollfunktion der Linguistik für die Sprachgeschichtsschreibung hat besonders eindringlich Roman Jakobson hervorgehoben:

"A conflict between the reconstructed state of a language and the general laws which typology discovers makes the reconstruction questionable. ... A realistic approach to a reconstructive technique is a retrospective way from state to state and a structural scrutiny of each of these states with respect to the typological evidence. ... The structural laws of the system restrict the inventory of possible transitions from one state to another."⁹

Indem der Sprachhistoriker seine Beschreibungen im Einklang mit den Prinzipien der allgemeinen Grammatiktheorie und der allgemeinen Grammatikveränderungstheorie formuliert, sichert er den beschriebenen Phänomenen zugleich eine bestimmte Interpretation: sie werden relativ zu den linguistischen Theorien *e r k l ä r t*. (Seine eigene Beschreibung erklärt dann wiederum die in die Rekonstruktionen eingegangenen Daten; aber damit hat der Linguist nichts zu tun.)

Daß umgekehrt der Sprachhistoriker mit seinen Beschreibungen dem Linguisten überhaupt erst das Material verschafft, auf dem er eine allgemeine Grammatikveränderungstheorie aufbaut, bedarf sicher keiner näheren Erläuterung. Jede noch nicht durch die Theorie erfaßte beschriebene Grammatikveränderung erfordert eine Veränderung der Theorie; die veränderte Theorie bietet dann wiederum eine relative Erklärung für das beschriebene Phänomen dar. Die Methoden, mit denen der Sprachhistoriker zu seinen Beschreibungen gelangt (z.B. Verfahren der Diplomatik mit ihren zahlreichen Hilfswissenschaften wie Paläographie, Schreibmaterialkunde, Siegelkunde usw., Verfahren der Numismatik, der Dialektologie und zahlreicher anderer Wissenschaften), interessieren den Linguisten allerdings überhaupt nicht. Ihn interessieren, als Linguisten, einzig und allein die Ergebnisse der Tätigkeit des Sprachhistorikers, die Rekonstruktionen. Wenn er sich gelegentlich darüber wundert, wie die Kollegen in den verschiedenen Philologien zu ihren Rekonstruktionen gelangen, und diese unterschiedlich bewertet, so tut er dies sozusagen als Mensch, nämlich als im allgemeinen Wissenschaftsbetrieb erfahrener Mensch, aber nicht als Linguist, ausgenommen natürlich den Fall, daß gegen die Kontrollfunktion der linguistischen Prinzipien verstoßen worden ist. Auch aus diesem Blickwinkel ergibt sich also keine Berührung der Methoden.

II

Dies geklärt, will ich mich nun den positiven Seiten des Verhältnisses von Linguistik und Sprachgeschichtsschreibung zuwenden. Es ist ja nicht so, daß die Linguistik, insbesondere die diachronische Linguistik auf der Sprachgeschichtsschreibung parasitiert oder für das Bezogene nur knapp mit der Lieferung deskriptiver Kategorien und Prinzipien ihrer Verwendung entgilt. Ganz im Gegenteil: seit es beide Disziplinen gibt, hat die

Linguistik der Sprachgeschichtsschreibung immer neue Impulse gegeben, so daß man das Verhältnis der beiden zueinander unbedingt symbiotisch nennen muß. Um dies zu sehen, braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, wie jede nennenswerte Änderung in der Linguistik ihre Wirkung auf die Sprachgeschichtsschreibung ausgeübt hat, und nicht nur so, daß sich das Kontrollinstrument geändert hätte, sondern so, daß Sprachgeschichte ganz offensichtlich nur deshalb neu geschrieben wurde, weil sich die Linguistik geändert hatte. Zweifellos steht der enorme Aufschwung der Sprachgeschichtsschreibung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts in engem Zusammenhang mit den gewaltigen Fortschritten der diachronischen Linguistik, die die junggrammatische Schule erbracht hat; oft genug waren ja die beiden Disziplinen in Personalunion vereinigt. Aus jüngerer Zeit will ich nur zwei Beispiele nennen: Man muß mit Blindheit geschlagen sein, um zu verkennen, daß Moultons Aufsatz "Zur Geschichte des deutschen Vokalsystems"¹⁰ nur deshalb geschrieben wurde, weil der Autor sich von der Verwendung der Beschreibungsmethoden der strukturalistisch-funktionalen Linguistik interessante neue Interpretationen gewisser Aspekte der deutschen Lautgeschichte versprach, neue Erklärungen relativ zu einer veränderten Theorie — nicht aber, weil sich die Wissenslage im Gegenstandsbereich der Beschreibung der deutschen Sprachgeschichte signifikant verändert hätte, etwa durch die Entdeckung neuer Daten. Dasselbe gilt zweifellos für Elizabeth Closs Traugotts "History of English Syntax"¹¹ mit Bezug auf die Transformationsgrammatik, was sich ja schon im Untertitel ausdrückt: "A Transformational Approach to the History of English Sentence Structure". Solche Impulse sind natürlich dann besonders wertvoll, wenn das von der Linguistik her motivierte Interesse für einen bis dahin gar nicht oder wenig beachteten Problembereich neue oder intensivere Materialforschung nötig macht und in Gang setzt.

Da mir, wie gesagt, nicht deutlich ist, wann die "neuere Linguistik" beginnt, möchte ich den zuletzt genannten Aspekt des Verhältnisses von Linguistik und Sprachgeschichtsschreibung an zwei Beispielen aus der neuesten Linguistik erläutern, womit ich die Linguistik der allerletzten, sagen wir der siebziger Jahre meine. Da immer eine gewisse Zeitdifferenz zwischen der Entwicklung neuer Konzeptionen in der Linguistik und ihren Anwendungen in der Sprachgeschichtsschreibung anzusetzen ist, darf man nicht erwarten, daß die Wirkungen auf die letztere schon bedeutend gewesen wären. Ich möchte also verdeutlichen, wie diese aussehen könnten (oder vorhersagen, wie sie aussehen werden). Das erste Beispiel betrifft die Morphophonologie, das zweite die Syntax.

Während der Zeit der Dominanz der Transformationsgrammatik hat in der theoretischen Morphophonologie eine Entwicklung stattgefunden, in der neben der Ebene der systematisch-phonetischen Repräsentation eine solche der systematisch-phonemischen (oder "zugrundeliegenden") Repräsentation angenommen wurde, wobei die beiden Ebenen durch eine lange Reihe zum Teil extrinsisch geordneter Regeln miteinander verbunden (bzw. voneinander getrennt) waren. An die Frage der Entfernung dieser beiden Ebenen voneinander hat sich eine lange Kontroverse, die sogenannte Abstraktheitskontroverse, geknüpft, ausgelöst durch Paul Kiparskys Aufsatz "How abstract is phonology?" von 1968 und fortgesetzt von Charles Kisseberth, Larry Hyman, John Crothers, mir, Joan Hooper und verschiedenen anderen.¹² Die jüngste Entwicklung auf diesem Gebiet, von der ich Kenntnis habe, ist in einem Aufsatz von mir vollzogen, "Words and Syllables in Natural Generative Grammar" von 1974.¹³ Hier fallen die beiden Ebenen völlig zusammen; d.h., es gibt überhaupt nur eine Darstellungsebene für phonologische Information über lexikalisches Material, nämlich die der lexikalischen Speicherung. Die Repräsentationsform ist die expliziteste systematisch-phonetische Form, die der "Aussprache in Isolation". Die Wortbildungsregeln und phonologischen Regeln haben die Funktion von Wohlgeformtheitsbedingungen für lexikalische Einheiten ("Wörter"); sie werden generativ nur zur Bildung neuer Einheiten, zur Adaptation fremder Einheiten und zur Analyse unbekannter Einheiten eingesetzt. Die einzigen Modifikationen, denen eine lexikalische Einheit ausgesetzt ist, werden durch Sandhiregeln, satzintonatorische Regeln und des weiteren solche Regeln durchgeführt, die durch den Kommunikationskontext kontrolliert werden, z.B. durch den Grad der Formalität und das Sprechtempo. Da sich die lexikalischen Einheiten durch phonologische Prozesse gewöhnlich im Lauf der Zeit reduzieren, die unreduzierte Form aber oft im syntaktischen Nexus noch eine Zeit erhalten bleibt, haben Sandhiregeln charakteristischerweise eine Gestalt, die sie wie Umkehrungen des ursprünglichen phonologischen Prozesses erscheinen läßt, dem sie ihre Entstehung verdanken. Für diesen speziellen Entwicklungstypus, der in der Vergangenheit schon öfter bemerkt, aber in seiner Bedeutung nie recht gewürdigt worden ist, habe ich die Bezeichnung "Regelumkehrung" vorgeschlagen¹⁴; sie scheint sich einzubürgern. Die Realität der inversen Regeln kann man oft nachweisen, so wie man die Realität jeder anderen sprachlichen Regel nachweist: aufgrund von Regelverallgemeinerung, manifest in Anwendungen auf Kontexte, die nicht zur Domäne der ursprünglichen Regel gehören.

Ich möchte diese Entwicklung innerhalb der Linguistik an zwei konkreten Fällen verdeutlichen.

E r s t e r F a l l . In der Vorgeschichte des Sanskrit hat eine phonologische Entwicklung stattgefunden, in der die Isolationsform eines Wortes in auslautenden Konsonantengruppen alle Konsonanten mit Ausnahme des ersten verlor. Mit Bezug auf das Vedische schreibt Macdonell:

“The rule is that only a single consonant may be final. Hence all but the first of a group of consonants must be dropped; e.g. *ābbavan* 3.pl.impf. ‘were’ (for *ābbavant*); *tān* acc.pl. ‘those’ (for *tāns*); *tudān* ‘striking’ (for *tudānts*); *prān* ‘forward’ (through *prānk* for *prānc-s*); *ācbān* 3.s.aor. ‘has pleased’ (for *ācbantst*).”¹⁵

Nach *n* zeigt sich aber gelegentlich ein ursprünglich durchgängig vorhandenes *s* im syntaktischen Nexus, wenn die nächstfolgende lexikalische Einheit mit einem frontalen stimmlosen Verschuß beginnt, nämlich vor anlautendem *t* und, zu *ś* assimiliert, vor anlautendem *c*. Macdonell schreibt:

“Final *n* usually remains unchanged before dental *t*, e.g. *tvāvān tmānā*; but the dental sibilant is sometimes inserted in the RV., the preceding *n* then becoming Anusvāra. This insertion takes place, only when the sibilant is historically justified¹⁶; e.g. *āvādams tvām* (for *āvādan*).”

“Before *c* the palatal sibilant is sometimes inserted in the RV., the preceding *n* then becoming Anusvāra. This insertion takes place, only when the sibilant is etymologically justified¹⁷, almost exclusively (though not without exception even here) before *ca* and *cid*; e.g. *anuyājāms ca*, *amenāms cit*.” (§ 40.2 und § 40.1.a.)

Wie würde man diese Situation mit den Methoden der neueren und neuesten Linguistik beschreiben? Die Transformationsgrammatik würde hier Formen mit auslautendem *ns* ansetzen, dazu eine Regel (in Merkmalnotation, aber hier abgekürzt, mit # für die Wortgrenze und F für frontalen stimmlosen Verschuß):

$s \rightarrow \emptyset / n _ \# X$ (optional für $X = F$)

Die neueste Linguistik würde genau nach der Beschreibung der letzten beiden Macdonell-Zitate verfahren, da sie von der Isolationsform ausgehen muß:

$\emptyset \rightarrow s / n _ \# F$ (optional)

Die beiden Beschreibungen leisten hinsichtlich der Daten dasselbe.¹⁸ Die Frage ist nur: Welche ist richtig? Betrachten wir die Fortsetzung jedes der beiden letzten Zitate bei Macdonell:

“In the later Samhitās the inserted sibilant becomes commoner, occurring

even where not etymologically justified." [Fußnote: "As in the 3.pl.impf., e.g. *ābhavan* (originally *ābhavan-t*) and the voc. and loc. of *n* stems, e.g. *rājan* (which never ended in *s*)."]

Im klassischen Sanskrit schließlich ist die Einschaltung des Sibilanten zur allgemeinen Regel geworden. So heißt es in Thumb-Hauschild's "Handbuch des Sanskrit" ohne jede Einschränkung: "Zwischen ein *-n* und einen anlautenden *t o n l o s e n* Palatal, Cerebral und Dental wird der entsprechende Zischlaut (*ś, ṣ, s*) eingeschoben; der Nasal wird zum *A n u s v ā r a*."¹⁹ Die Einschaltung des Sibilanten ist also sogar auf den Fall eines anlautenden zerebralen, d.h. retroflexen stimmlosen Verschlusses, der im Vedischen noch gar nicht vorkam, ausgedehnt worden.

Wie können wir diese späteren Entwicklungen verstehen? Müssen wir annehmen, daß der optionale Teil der Regel der ersten Beschreibung weniger häufig angewendet wurde und daß zudem gewisse Formen, die ursprünglich auf *n* (oder *nt*) endeten, später mit *ns* relexikalisiert wurden, wobei das *s* dann auch hier optional getilgt wurde? Oder sollen wir annehmen, daß die Erinnerung daran, welche Formen auf *-n* vor frontalem stimmlosem Verschluß einen "etymologisch gerechtfertigten" Sibilanten einschalteten und welche nicht, sich mit der Zeit verlor, die Regel der Einschaltung selbst aber nicht, so daß allmählich Regelverallgemeinerung, d.h. Anwendung der Regel auf vorher ausgenommene Kontexte und schließlich ausnahmslose Anwendung eintrat? Ohne Zweifel haben wir letzteres anzunehmen: Die richtige Beschreibung dieses Aspekts der Geschichte des Sanskrit muß von der zweiten Beschreibung des entsprechenden Zustands im ältesten Vedischen ausgehen; d.h., sie nimmt jeweils sofortige Relexikalisierung mit der Isolationsform, Regelumkehrung und Regelverallgemeinerung an. Nur sie wird in plausibler Weise durch die ihr zugrundeliegende Theorie interpretiert.

Zweiter Fall. Im Bairischen hat sich auslautendes *-(ə)r* in "ein vorn gesprochenes, sehr helles *ä*" verändert²⁰; z.B. *hinddä* 'hinter', *dä* 'dir [dər]', *heä* 'hör(e)'. In syntaktischem Nexus zeigt sich aber das *r* noch vor Vokal:

binddä: hinddär an Bääm 'hinter einem Baum'
dä: dā dääd ä dār ää schdinggä 'da würde er dir auch stinken'
heä: dā heär i 'da höre ich' (aber *i heä di* 'ich höre dich')

Auch auslautendes *-ən* ist zu *-ä* geworden: *läffä* 'laufen', *kennä* 'kennen', und auch dieses *-n* taucht vor Vokal wieder auf:

läffä: de läffän ää 'die laufen auch'
kennä: miä kennän öä 'wir kennen einen'

Wieder würde die Transformationsgrammatik "zugrundeliegende" Repräsentationen mit den längeren Formen ansetzen und die kürzeren Formen durch Regeln ableiten, die die historische Entwicklung in der Synchronie nachbilden. Auf diese Weise würde sie diesen Aspekt der bairischen Sprachgeschichte genau so falsch beschreiben wie den entsprechenden Fall des Sanskrit.

Denn betrachten wir einige weitere Formen, zunächst Partizipien und Infinitive auf *-à*, aus *-on*: *kemà* 'gekommen', *lachà* 'lachen'. Wie verhalten sich diese in syntaktischem Nexus vor Vokalen?

kemà: *wann à kemàr is* 'wenn er gekommen ist'

**wann à kemàn is*

lachà: *dã soi mà lachàr àà no* 'da soll man auch noch lachen'

**dã soi mà lachàn àà no*

Hier taucht nicht das etymologisch allein zu rechtfertigende *n* wieder auf, sondern ein *r*. Sollen wir also annehmen, daß infinite Verbformen, die ehemals auf *n* auslauteten, nunmehr in ihrer "zugrundeliegenden" Gestalt auf *r* auslauten, welches dann zudem in allen Kontexten außer vor Vokal getilgt wird? Keineswegs. Dieses *r* liegt nicht zugrunde, es wird als "Bindelaut" (so meine Vorlage) durch eine Sandhiregel eingeschoben. Haben also die infiniten Formen ihr *n* verloren, so daß die Sandhiregel, die *r* einfügt, angewandt werden kann, die finiten Verbformen aber nicht? Das widerspräche der Theorie, die besagt, daß die Formen, die in den syntaktischen Verband gelangen, die Isolationsformen sind, und die lauten ja auf *-à*, nicht auf *n* aus. Nach der Theorie wird also auch das *n* durch eine Sandhiregel eingeschoben; die Theorie lehrt also für den vorliegenden Fall, daß diese Sprache (mindestens) zwei Sandhiregeln für den Kontext *-à* ___ # V- hat, deren Anwendbarkeit durch bestimmte zusätzliche Informationen gesteuert wird, z.B. den Unterschied zwischen finiten und infiniten Verbformen.

Dies sagt die Theorie; aber gibt es irgendwelche Hinweise in der Sprache darauf, daß die Theorie hier die richtige Beschreibung erzwingt? Es gibt sie. Zunächst können wir die Realität *b e i d e r* Sandhiregeln an Formen nachweisen, die historisch weder ein *r* noch ein *n* im Auslaut besaßen, nun aber sowohl mit *r* als auch mit *n* gebunden werden können, z.B. *wid* 'wie':

wiàr i gsägd hãb

wiàn i gsägd hãb

} 'wie ich gesagt habe'

Sollen wir annehmen, daß *wià* auf zwei verschiedene Weisen relexikalisiert worden ist, als *wiär* und als *wiàn*, wobei beide Formen außer vor Vokal wieder zu *wià* verkürzt würden? Natürlich nicht. Die lexikalische Form ist nach wie vor *wià*, und die Doppelheit der Realisierung vor vokalischem Anlaut rührt daher, daß die Sprachverwender mit zwei Sandhiregeln operieren, in diesem Fall aber keinerlei Information darüber haben, welche der beiden die "richtige" Sandhiform erzeugt, da keine der beiden "etymologisch gerechtfertigt" ist (was natürlich die Sprachverwender im allgemeinen nicht wissen).

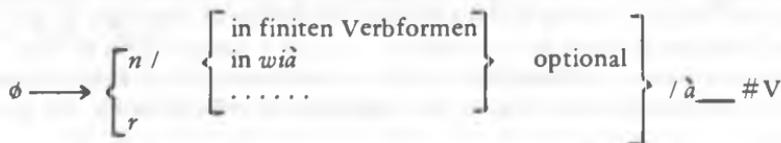
Wir können aber noch weiter gehen und eine Rangordnung zwischen den beiden Sandhiregeln aufstellen. Meine Vorlage sagt immer in Fällen, wo beide Regeln verwendet werden, daß die Form mit *r* die häufigere sei (also z.B. *wiär i* häufiger als *wiàn i*) oder daß die Form mit *n* in der "bäuerlichen Sprache" verwendet würde. Wenn ich meine Vorlage richtig deute, so kann, wo immer *n* Verwendung findet, auch *r* verwendet werden, aber nicht umgekehrt. Z.B. kann bei den infiniten Verbformen, wie schon gesagt, nur *r* eingefügt werden, nicht aber *n*, bei den finiten hingegen sowohl *n*, wie schon gezeigt, als auch *r*²¹:

lãffã: miã lãffãr ãã 'wir laufen auch'
kennã: die kennãr oãne 'sie kennen eine'

Während die Einfügung von *n* auf bestimmte syntaktische Kategorien und Einzelwörter beschränkt ist und zudem auch dann nur eine Option gegenüber der von *r* darstellt, wird *r* frei verwendet, wie die folgenden Beispiele zeigen²²:

Buã: ðã Buãr is 'der Bub ist'
wegã: wegãr eich 'wegen euch'
ãã: ããr ð 'auch ein'

Die richtige Beschreibung des Bairischen geht also von den Isolationsformen auf *-ã* aus und enthält die folgenden Regeln:



Tatsächlich ist das Problem der "Bindung" im Bairischen noch um einiges komplexer, da 1. unter bestimmten Bedingungen auch andere Konsonanten eingeschaltet werden (*d*, *w*), 2. auch nach anderen Vokalen als *-ã* Bindung vorkommt und 3. auch die Qualität des nachfolgenden Anlautvokals in einigen Fällen eine Rolle spielt. Die Einbeziehung dieser

Komplexitäten würde aber die Beschreibung nur im Detail, nicht im Grundsätzlichen ändern.

Auch dieser zweite Fall verdeutlicht, wie ein Unterschied in der Theorie Unterschiede in der Beschreibung von Sprachzuständen zur Folge hat – und damit natürlich auch Unterschiede in der Beschreibung der Veränderungen, die zu den Sprachzuständen geführt haben. Obwohl die Transformationsgrammatik keine Prinzipien aufgestellt hat, die den Beschreiber von Sprache und Sprachgeschichte zwingen, vorgegebene Daten in einer bestimmten Weise zu beschreiben, sah die durch sie bestimmte Praxis doch stets so aus, daß die "zugrundeliegenden" Formen so lange als unverändert angesetzt wurden, wie die Formen in irgendeinem Kontext noch erschienen, während alle Veränderungen als Änderungen in dem ursprünglichen Regelsystem beschrieben wurden, nämlich als Verallgemeinerung einzelner Regeln oder Umordnung zweier oder mehrerer Regeln, und daß eine neue "zugrundeliegende" Form erst angesetzt wurde, wenn keine Formenalternation mehr vorlag. Die Natürliche Generative Grammatik hingegen hat Prinzipien erarbeitet, die den Beschreiber von Sprache und Sprachveränderung, der im Rahmen dieser Theorie arbeitet, zwingen, für ein sehr frühes Stadium der Sprachveränderung Relexikalisierung anzusetzen, nämlich sobald eine neue Isolationsform fixiert ist, und die ihn daran hindern, Sprachveränderung als Änderung in einer vorgeschriebenen Regelordnung zu beschreiben. Regelverallgemeinerung und natürlich Regelverlust sind Veränderungsmechanismen, die beide Ansätze mit der traditionellen Grammatik teilen. Aber Regelumordnung läßt die Natürliche Generative Grammatik sowenig wie die traditionelle Grammatik zu, nämlich aus dem einfachen Grunde nicht, daß sie keine geordneten Regeln zulassen. Hingegen berücksichtigt die Natürliche Generative Grammatik den Fall, daß durch die Relexikalisierung eine Regel entsteht, die residuale Formen aus den neuen lexikalischen Formen ableitet (Regelumkehrung). Die Adäquatheit der durch diese Theorie diktierten Beschreibungen ist in einer Reihe signifikanter Fälle nachgewiesen worden, so ja auch in den beiden hier vorgestellten Fällen, in denen die Realität der Umkehrregel durch ihre Verallgemeinerung erwiesen wurde. Die durch die Theorie erzwungene Ansetzung frühzeitiger Restrukturierung mit Regelumkehrung²³ hat in einigen praktischen Fällen zu Beschreibungen geführt, die sich vom Standpunkt der Transformationsgrammatik aus radikal abweichend ausnehmen, die aber, wenn ältere, im Rahmen der vorstrukturalistischen Grammatik oder außerhalb der strukturalistischen und der transformationalistischen Linguistik durchgeführte Beschreibungen vorliegen, mit diesen im Einklang stehen.²⁴ (Dasselbe gilt ja auch für die beiden hier besprochenen Fälle.) Die neueste

Linguistik ist also in höherem Maße mit der deskriptiven Praxis der bedeutenden Grammatiker der älteren Zeit verträglich als gewisse Entwicklungsstufen der neueren Linguistik. Man kann sagen, daß die neueste Linguistik, ohne daß dies zu ihren Zielen gehört hätte, eine Theorie der Grammatik und der Grammatikveränderung geschaffen hat, die zu der aus Erfahrung und Intuition entwickelten Praxis der traditionellen Sprachbeschreibung und Sprachgeschichtsschreibung in wichtigen Punkten die theoretische Grundlage darstellt.

III

Als zweites Beispiel möchte ich eine neuere Entwicklung in der Syntaxforschung besprechen. In der Sprachbeschreibung und der Sprachgeschichtsschreibung hat, unter den verschiedensten Namen wie Modifikation, Qualifikation, Bestimmung und Determination, der Begriff der Spezifikation eines sprachlichen Ausdrucks durch einen anderen seit jeher eine Rolle gespielt, ausgenommen allerdings die Transformationsgrammatik. Neuerdings hat dieser Begriff in der theoriebezogenen Wortstellungsforschung große Bedeutung erlangt; den Anstoß dazu gaben die typologischen Untersuchungen von Joseph Greenberg.²⁵ Der Begriff war allerdings nie allgemein und genau definiert worden; er gründete sich auf eine vage semantische Intuition. Infolgedessen finden sich bei verschiedenen Autoren verschiedene Anwendungen des Begriffs. Z.B. engt Bloomfield ihn auf den Fall der Attribution (der "endozentrischen Konstruktionen") ein; Trubetzkoy läßt außer der Attribution auch bestimmte Fälle der Komplementation zu, so die Relation des Objekts zum Verb, aber nicht die des Subjekts zum Verb; in dem Aufsatz "Sprachtheorie" von Bartsch und mir ist auch die Subjekt-Verb-Relation als Spezifikationsbeziehung zugelassen.²⁶

Auf den Begriff der Spezifikation gründet sich der auch für die Beschreibungspraxis wichtig gewordene Begriff der wortstellungskonsistenten Sprache als einer Sprache, in deren Grundwortstellung Spezifikatoren ihren Spezifikaten entweder sämtlich vorangehen (konsistent präspezifizierende Sprache) oder sämtlich folgen (konsistent postspezifizierende Sprache).²⁷ Winfred P. Lehmann hat, ausgehend von Ergebnissen der älteren Forschung, die Thesen aufgestellt, daß das Proto-Indoeuropäische zum präspezifizierenden Typus gehörte und daß die Entwicklung der europäischen Tochtersprachen im wesentlichen eine solche vom präspezifizierenden Typus fort und hin zum postspezifizierenden Typus gewesen sei und noch sei; so zuletzt in seinem Buch "Proto-Indo-European Syntax",²⁸ Hierüber scheint sich nun eine Kontroverse zu entwickeln; jeden-

falls findet sich Lehmanns Ausgangsthese in Frage gestellt in Paul Friedrichs Aufsatz "The Devil's Case: 'PIE as SVO' ".²⁹

Die sich hier abzeichnende Kontroverse ist offensichtlich eine solche der Sprachbeschreibung und der Sprachgeschichtsschreibung; geführt aber wird sie über einen linguistischen Begriff, den der Spezifikation. Die Frage lautet: War das Proto-Indoeuropäische eine vorwiegend präspezifizierende (Lehmann) oder eine vorwiegend postspezifizierende Sprache (Friedrich)? In einer solchen Situation ist es offensichtlich von größter Wichtigkeit, daß der theoretische Begriff völlig klar ist; denn sonst ist bei der Beurteilung spezifischer rekonstruierter Phänomene dem Forscher ein individueller Spielraum gelassen, der nur zu immer neuer Verwirrung führen kann und eine Lösung des Problems prinzipiell unmöglich macht.

Ich will an einem konkreten Fall erläutern, was ich meine. Friedrich, auf der Suche nach postspezifikativen syntaktischen Relationen im Proto-Indoeuropäischen, untersucht auch Syntagmen mit lokativen Adverbialpartikeln und einerseits Verben, andererseits Nominalausdrücken — Syntagmen, die auch im heutigen Deutsch sehr häufig sind, z.B. *aus-fährt*, *aus Mannheim*; *mit-geht*, *mit Peter*. Er schreibt:

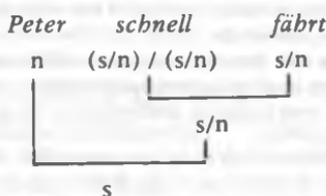
"Locative Auxiliaries: Preposing

These little units (1) can stand in immediate construction with a noun, with which they share a dominating noun phrase node³⁰, in which case they function to disambiguate case subcategories; or (2) can stand in immediate construction with a verb, with which they share a dominating verb phrase node, in which case they function to disambiguate aspectual subcategories. ... Both the case and the aspect categories are spatio-temporal. ... Rather than call them 'preverbs' in one part of the grammar, and 'prepositions' or 'postpositions' in another part, I will call them 'locative auxiliaries'. ... The locative auxiliaries are of differential relevance to the problem at issue here. The evidence is that they normally preceded the verb, as is consonant with the type II hypothesis [das ist die These, daß das Proto-Indoeuropäische eine SVO-Sprache, also eine vorwiegend postspezifizierende Sprache war]. The key, moot question involves adnominal position: were they preposed or postposed? ... PIE was probably ambivalent, with preposing somewhat more frequent and less marked. ... The probability of such preposing significantly decreases the likelihood that SOV was dominant, and increases the likelihood that PIE was VO, whether I or II [das heißt, daß das Proto-Indoeuropäische eine Verb-vor-Objekt-Sprache war, und zwar entweder vom Subtypus I (VSO, mit dem Subjekt zwischen Verb und Objekt) oder vom Subtypus II (SVO), jedenfalls also eine vorwiegend postspezifizierende Sprache]."

Friedrich betrachtet also die rekonstruierte bevorzugte Stellung der Adverbialpartikeln sowohl *v o r* dem Verb (analog deutsch *aus vor fährt*) als auch *v o r* dem Nominalausdruck (analog deutsch *aus vor Mannheim*) als Evidenz für die Hypothese, das Proto-Europäische sei eine VO-Spra-

che, also eine vorwiegend postspezifizierende Sprache gewesen. Er sieht also das Verhältnis des Verbs zum "Präverb" und das Verhältnis des Nominalausdrucks zur "Präposition" als parallel und beide als parallel zum Verhältnis des Objekts zum Verb; in der hier verwendeten Sprechweise: er betrachtet sowohl das Verb als auch den Nominalausdruck als Spezifikator zur Adverbialpartikel.

Hier ist offenbar genau die Stelle erreicht, an der die Argumentation zusammenbricht, wenn es keine vom Fall unabhängige Definition des Spezifikationsbegriffs gibt. Nun hat die neueste Linguistik eine solche Definition angegeben; aber Friedrich hat sie nicht benutzt. Diese Definition besagt, daß das Spezifikat diejenige Konstituente ist, deren Kategorie mit der Kategorie des Gesamtausdrucks übereinstimmt, abgesehen von Unterschieden in der Stelligkeit.³¹ Ändert sich die Stelligkeit nicht, so liegt der Spezialfall der Attribution vor; ändert sich die Stelligkeit, so der der Komplementation. Z.B. ist *schnell* in *schnell fährt* Spezifikator, nämlich Attribut zu *fährt*, und *den Apfel* ist Spezifikator, nämlich Komplement zu *ist* in *den Apfel ist*; denn *schnell fährt* ist von derselben Kategorie wie *fährt*, und *den Apfel ist* von derselben Kategorie, allerdings bei um eins verminderter Stellenzahl, wie *ist*. Nehmen wir an, beide komplexen Prädikate bildeten mit *Peter* als Subjekt einen Satz, seien also komplexe intransitive Verben. Als solche sind sie – in der formalen Kategorialgrammatik – von der Kategorie *s/n*, da sie mit dem Nominalausdruck (*n*) *Peter* einen Satz (*s*) bilden. Auch *fährt* ist von der Kategorie *s/n*, und zwar aus demselben Grunde. Das Modaladverb *schnell*, das sich hier mit einem intransitiven Verb zu einem komplexen intransitiven Verb verbindet, ist also von der Kategorie $(s/n) / (s/n)$. Hier stellt sich das Attributionsverhältnis also auch formal dar:



Der Prozeß, nach dem sich dies errechnet, ist der der einfachen Kategorienmultiplikation: Für Kategorien *g*, *h*, *k* ist $h \cdot k = g$ genau dann, wenn entweder *h* die Gestalt *g/k* oder *k* die Gestalt *g/h* hat; sonst ist $h \cdot k = O$.

Während *den Apfel ist* von der Kategorie *s/n* ist, ist *ist* von der Kategorie $(s/n)/n$, denn als transitives Verb verbindet es sich mit einem Nominalausdruck (*n*) zu einem intransitiven Verb (*s/n*):

gen der Wortstellungsforschung in der einzelsprachlichen Syntaxforschung ist zweifellos als Rückwirkung der Theoretisierung dieses Bereichs in der Linguistik auf die Beschreibungspraxis zu beurteilen.³³ Im letzten dieser Bereiche ist zu erwarten, daß demnächst detaillierte Beschreibungen der Wortstellungsgeschichte einzelner Sprachen, Sprachfamilien und Sprachbünde vom Standpunkt der Wortstellungstheorie aus vorgelegt werden. Z.B. ist eine genaue Untersuchung der Prozesse, die, nach Ausweis der Statistiken von Fries³⁴, das Englische in den letzten tausend Jahren immer näher an konsistente Postspezifikation herangeführt haben, ein Desideratum; ihre erfolgreiche Durchführung könnte umgekehrt höchst fördernd auf die Theoriebildung zurückwirken.

Anmerkungen

*Zugleich mit der Einladung, zu diesem Thema zu sprechen, erhielt ich ein Programm, in dem mein Name, wiewohl mit einem Fragezeichen versehen, bereits erschien. Ich danke dem Herrn Präsidenten des Instituts für deutsche Sprache, daß er mich gleichwohl auf meine eindringliche Bitte hin zunächst aus dieser Pflicht entließ. Mit einem zweiten Rundschreiben erhielt ich ein Programm, in dem mein Name immer noch – oder wieder – mit ebendem Thema erschien, wiewohl mit einem Fragezeichen. So ohne Ausweg gelassen, schrieb ich diesen Vortrag. In dem bei Tagungsbeginn verteilten Programm erschienen Name und Thema dann nicht mehr. Infolgedessen wurde der Vortrag bei der Tagung nicht gehalten. Ich habe den Organisatoren dieser Tagung zu danken, wenn sie den Vortrag trotz dieser Verkettung von Umständen in den Tagungsbericht aufnehmen.

- 1 Hrg. von Renate Bartsch und Theo Vennemann, Kronberg/Ts. 1973.
- 2 Vgl. Hugo Schuchardt: Über die Lautgesetze: Gegen die Junggrammatiker, Berlin 1885, S. 23, 22, 13-17. Abgedruckt und kommentiert in Theo Vennemann und Terence H. Wilbur: Schuchardt, the Neogrammarians, and the Transformational Theory of Phonological Change: Four Essays, Frankfurt am Main 1972; vgl. dort S. 25, 24, 17-21.
- 3 Vgl. Kap. 4 von Raimo Anttila: Analogy, University of Helsinki, Department of General Linguistics (Dress Rehearsals, 1), 1974; erscheint in *Janua Linguarum, Series Critica*.
- 4 André Martinet: Function, Structure, and Sound Change, in: *Word* 8 (1952), 1-32. Abgedruckt in Allan R. Keiler (Hrg.): *A Reader in Historical and Comparative Linguistics*, New York 1972, S. 139-174.
- 5 Ich denke z.B. an den Zusammenhang von Monophthongierung und Diphthongierung im Althochdeutschen (vgl. William G. Moulton: Zur Geschichte des deutschen Vokalsystems, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (Tübingen) 83 (1961), 1-35, und meinen Aufsatz "Phonetic Detail in Assimilation: Problems in Germanic Phonology" in *Language* 48 (1972), 863-892, § 2), an die bedeutenden Vokalveränderungen

im mittelalterlichen Englischen und Deutschen und an die germanische und deutsche Konsonantenverschiebung.

- 6 Robert D. King: Push chains and drag chains, in: *Glossa* 3 (1969), 3-21.
- 7 Z.B. Morris Halle: Phonology in Generative Grammar, in: *Word* 18 (1962), 54-72, mit geringfügigen Änderungen abgedruckt in Jerry A. Fodor und Jerrold J. Katz (Hrsg.): *The Structure of Language: Readings in the Philosophy of Language*, Englewood Cliffs, N.J. 1964, S. 334-352; Paul Kiparsky: *Linguistic Universals and Linguistic Change*, in: Emmon Bach und Robert T. Harms (Hrsg.): *Universals in Linguistic Theory*, New York 1968, S. 170-202, abgedruckt in Keiler (s.o. Anm. 4), S. 338-367; Robert D. King: *Historical Linguistics and Generative Grammar*, Englewood Cliffs, N.J. 1969; Arbeiten von Elizabeth Closs Traugott, zuletzt: *A History of English Syntax: A Transformational Approach to the History of English Sentence Structure*, New York 1972. Vgl. auch den Sammelband Robert P. Stockwell und Ronald K.S. Macaulay (Hrsg.): *Linguistic Change and Generative Theory*, Bloomington 1972.
- 8 Vgl. "Linguistik" in "Linguistik und Nachbarwissenschaften" (s.o. Anm. 1) sowie "Sprachtheorie" in Hans Peter Althaus et al. (Hrsg.): *Lexikon der Germanistischen Linguistik*, Tübingen 1973, S. 34-55, insbesondere § 3 und § 4.
- 9 *Typological Studies and their Contribution to Historical Comparative Linguistics*, in: *Proceedings of the VIII International Congress of Linguists (Oslo 1958)*, 17-25. Abgedruckt in Roman Jakobson: *Selected Writings I*, Den Haag 1962, S. 523-532, und in Keiler (s.o. Anm. 4), S. 299-305. Zitiert nach Keiler, S. 304 f.
- 10 S. o. Anm. 5.
- 11 S. o. Anm. 7.
- 12 Charles W. Kisseberth: On the Abstractness of Phonology: The Evidence from Yawelmani, in: *Papers in Linguistics* 1 (1969), 248-282; Larry M. Hyman: How Concrete is Phonology?, in: *Language* 46 (1970), 58-76; John Crothers: A Note on the Abstractness Controversy, in: *Monthly Internal Memorandum*, November 1970, Berkeley, University of California, Phonology Laboratory, POLA, 1-22; Theo Vennemann: Phonological Concreteness in Natural Generative Grammar, in: Roger W. Shuy und Charles-James N. Bailey (Hrsg.): *Towards Tomorrow's Linguistics*, Washington, D.C. 1974, S. 202-219; Joan B. Hooper: *Aspects of Natural Generative Phonology*, Diss., University of California, Los Angeles, 1973 (erhältlich durch University Microfilms Inc., Ann Arbor, Michigan).
- 13 In Anthony Bruck et al. (Hrsg.): *Papers from the Parasession on Natural Phonology*, Chicago 1974, S. 346-374.
- 14 Rule Inversion, in: *Lingua* 29 (1972), 209-242.
- 15 Arthur A. Macdonell: *A Vedic Grammar for Students*, Bombay 1916 (Nachdruck von 1966), § 28. Macdonell fährt fort: "*k, t, or t*, when they follow an *r* and belong to the root, are allowed to remain [Fußnote: "The only instance of a suffix remaining after *r* is in *dar-t* 3.s.aor. of *dr* 'cleave' beside *â-dar* 2.s. (for *â-dar-s*)."]; e.g. *vârk* 3.s.aor. of *vrj* 'bend' (for *vark-t*); *ûrk* nom.s. of *ûrj* 'strength'; *â-mârt* 3.s. impf. of *mṛj* 'wipe'; *â-vart* 3.s.aor. of *vṛt*

'turn'; *su-bārt* nom.s. of *subārd* 'friend'."

- 16 Fußnote bei Macdonell: "That is, in the nom.s. and acc.pl.m., which originally ended in *ns*."
- 17 Fußnote bei Macdonell: "That is, in the nom.s. and acc.pl.m., which originally ended in *ns*."
- 18 Die Regeln für die Assimilation von *s* zu *ś* vor palatalen Obstruenten und die Schwächung von *n* zu *Anusvāra* (*m̐*) vor Sibilanten wären in beiden Beschreibungen dieselben.
- 19 Albert Thumb: Handbuch des Sanskrit, Bd. I.1, 3. Aufl. von Richard Hauschild, Heidelberg 1958, § 180.
- 20 Alle Beschreibungen sind Ludwig Merkle: Bairische Grammatik, München 1975, entnommen. Vgl. insbesondere S. 9 und S. 30-33.
- 21 Die unterschiedliche Behandlung der finiten und infiniten Verbformen erklärt sich aus der Stellungssyntax des Bairischen: Wegen der Frühstellungsregeln für finite Verben in unabhängigen Sätzen und der Satzklammer sowie der Häufigkeit dieser Satztypen gegenüber dem eingeleiteten abhängigen Satz stehen finite Verbformen viel häufiger in syntaktischem Nexus als infinite, so daß sich die Erinnerung an die "etymologisch gerechtfertigte" Sandhiform bei den finiten besser erhalten konnte; vgl. *kenā* und *kemā* in *Miā kenā(r) avā(r) ā(r) ā(n) andāsmāi kemā* 'Wir können aber auch ein andermal kommen'.
- 22 In *dā Zwoārā* (**dā Zwoārā*) 'der Zweier (= die Zwei)' ist *r* sogar zwischen Stamm und Suffix eingedrungen.
- 23 Über die verschiedene Behandlung der Restrukturierung von Grammatiken in der Transformationsgrammatik und der Natürlichen Generativen Grammatik habe ich ausführlicher in "Restructuring", in: *Lingua* 33 (1974), 137-156, gesprochen.
- 24 Partielle Sprach- und Sprachveränderungsbeschreibungen von diesem Standpunkt aus finden sich z.B. in den folgenden Arbeiten: Russell Schuh: Rule Inversion in Chadic, in: *Studies in African Linguistics* 3 (1972), 379-397; J. Klausenburger: Rule Inversion, Opacity, Conspiracies: French Liaison and Elision, in: *Lingua* 34 (1974), 167-179; Theo Vennemann: Rule Inversion and Lexical Storage: The Case of Sanskrit Visarga, Vortrag, International Conference on Historical Linguistics, Ustronie, Poznań, 17.-20. März 1976 (erscheint im Kongreßbericht, hrsg. v. Jacek Fisiak); vgl. auch den Abschnitt "Rule Inversion" in Larry M. Hyman: *Phonology: Theory and Analysis*, New York 1975, S. 176-178.
- 25 Some Universals of Grammar with Particular Reference to the Order of Meaningful Elements, in: Joseph H. Greenberg (Hrsg.): *Universals of Language*, 2. Aufl., Cambridge, Mass. 1966, S. 73-113. Abgedruckt in Keiler (s.o. Anm. 4), S. 306-337.
- 26 Leonard Bloomfield: *Language*, New York 1933, S. 194-198; Prince N. Trubetzkoy: Le rapport entre le déterminé, le déterminant et le défini, in: *Mélanges de linguistique offerts à Charles Bally*, Genf 1939, 75-82 [abgedruckt in: Eric P. Hamp et al. (Hrsg.): *Readings in Linguistics II*, Chicago 1966, S. 133-138]; Renate Bartsch und Theo Vennemann: *Sprachtheorie* (s.o. Anm. 8), § 5.2.4.

- 27 Der Begriff der Konsistenz ist von Winfred P. Lehmann im Anschluß an Greenberg eingeführt worden. Zu Lehmanns langer Reihe von Aufsätzen zu diesem Thema vgl. die Bibliographie, insbesondere ab 1971, in seinem Buch "Proto-Indo-European Syntax", Austin 1974, S. 260 f.
- 28 S. o. Anm. 27. — Charakteristische Aspekte dieser Entwicklung sind, mit direktem Bezug auf den Begriff der Spezifikation, beschrieben in meinen Aufsätzen "Topics, Subjects, and Word Order: From SXV to SVX via TVX", in: John M. Anderson and Charles Jones (Hrsg.): Historical Linguistics, Amsterdam 1974, Bd. 1, S. 339-376 [mit erheblichen Auslassungen und Entstellungen deutsch abgedruckt in Gudula Dinser (Hrsg.): Zur Theorie der Sprachveränderung, Kronberg/Ts. 1974, S. 265-314]; "An Explanation of Drift", in: Charles N. Li (Hrsg.): Word Order and Word Order Change, Austin 1975, S. 269-305; "Zur Entstehung der Nebensätze im Germanischen" (erscheint in der Festschrift für Winfred P. Lehmann, hrsg. v. Jerome Bunnag und Paul Hopper).
- 29 Erscheint in Linguistic Studies Offered to Joseph Greenberg on the Occasion of his 60th Birthday, hrsg. von Alphonse Juilland.
- 30 Friedrich sagt irrtümlich "noun" und "noun phrase", wo er beziehentlich "noun phrase" und "adverbial phrase" meint; aber diese kategoriellen Verwechslungen haben keine weiteren Konsequenzen für die Diskussion.
- 31 Diese Definition ist gegeben in Renate Bartsch und Theo Vennemann: Semantic Structures: A Study in the Relation between Semantics and Syntax, Frankfurt am Main 1972, S. 136. Die genaueste Fassung dieser Definition, und zwar im Rahmen der formalen Kategorialgrammatik, findet sich in meinem Aufsatz "Categorial Grammar and the Order of Meaningful Elements" (erscheint in der Festschrift für Greenberg, s.o. Anm. 29).
- 32 Im Englischen, einer nahezu konsistent postspezifizierenden Sprache, gehen Partikeladverbien in beiden Funktionen ausschließlich in postspezifizierende Konstruktionen ein: *comes in* (**in comes*), *in London* (**London in*).
- 33 Vgl. den Sammelband "Word Order and Word Order Change" (s.o. Anm. 28). Zwei erst in Manuskriptform vorliegende größere Arbeiten zum Deutschen, die von der Wortstellungstheorie ausgehen, sind Klaus-Peter Lange: Deutsche Syntax und natürliche Semantik, Universität Mainz, 1975, und O.C. Dean, Jr.: The Significance of Word-Order Typology for the Basic Position of the Verb in a Grammar of German, Diss. University of Georgia, Athens, 1974.
- 34 Charles C. Fries: On the Development of the Structural Use of Word-Order in Modern English, in: Language 16 (1940), 199-208.